



tredition®

www.tredition.de

Jutta Yvonne Seidel

Mensch Jutta!

**Wertvolle Begegnungen
von Bremen durch die Welt zum Tegernsee**



tredition®

www.tredition.de

Mensch Jutta!
Wertvolle Begegnungen
von Bremen durch die Welt zum Tegernsee

© 2020 Jutta Yvonne Seidel

Verlag & Druck:
tredition GmbH
Halenreihe 40-44
22359 Hamburg

ISBN 978-3-347-09872-5

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für meine lieben Eltern

Inhaltsverzeichnis

Der Werkzeugkasten	9
Die Walnuss	14
Ein fester Händedruck	20
Wetten, dass ...?	32
Adieu, liebes Elternhaus	44
Bitte kein Dirndl!	52
Glück ist wie ein Schmetterling	60
Der Lottogewinn.....	66
Der dunkelblaue Blazer	79
Ein Bär im Schnee	88
Der Cowboystiefel.....	93
Süd-Nord-Ost	107
Der König von Steglitz.....	118
Die letzten Zeilen im Notizbuch.....	127
Der Fleck auf der Krawatte	137
Hoher Besuch	152
Wenn nicht du, wer dann?	159
Die Spieluhr	174
Meine besondere Begegnung	184
Dem Leben eine neue Richtung geben	190
Liebe, Glaube, Hoffnung.....	196
So viele Schafe!	203
Der weiße Ordner	211
Wein ist Wasser mit Gefühlen.....	225

Anker werfen!.....	231
Ein Freund, ein guter Freund	239
Die Uhr	244
Über die Autorin	249
Das „Spiel der Wandlung“	250
Dank.....	252

Glück ist wie ein Schmetterling

**Besondere Menschen erkennst du daran,
dass sie dich innerlich berühren**

Das legendäre Hotel Bachmair am Tegernsee hatte in den 70er und 80er Jahren seine beste und erfolgreichste Zeit, von nah und fern kamen die Gäste und verbrachten dort ihren Urlaub. Die Hausdiener wurden im Minutentakt über ein „Walkie Talkie“ benachrichtigt und zur Anreise der illustren Gäste beordert. Riesige Koffer und Taschen wurden auf den Kofferwagen gelegt, die langen Kleider und Anzüge hingen an Gestellen aus poliertem Messing. Während die Hausdiener zum Nebengebäude rollten, um das Gepäck zum Zimmer zu bringen, kam der Kollege vom Zimmerservice auf seinem Fahrrad angefahren und trug dabei gekonnt mit einer Hand ein großes Tablett, auf dem Kaffee, Kuchen und Champagner angerichtet waren. Jeder Wunsch wurde den Gästen zu jeder Zeit von den Augen abgelesen – Geld spielte für die meisten von ihnen keine Rolle. Im Hotel trafen sich Menschen mit Rang und Namen, mit viel Geld sowie diejenigen, die einfach ihr Leben in vollen Zügen genossen.

Ich befand mich im zarten Alter von 21 Jahren. Man hatte mich in die Position als Veranstaltungsleiterin quasi ohne jegliche Einarbeitung geschubst. Anfangs fühlte ich mich unsicher, zu wenig routiniert und erfahren, aber mit der Zeit gelang es mir, diese Aufgabe selbstständig und verantwortungsvoll auszuüben. Oft blieb mir die Spucke weg, wenn mir auf dem Flur irgendein prominenter Gast begegnete, etwa Catharina Valente, die ich bis dahin nur aus Fernsehfilmen kannte, oder Roland Kaiser, den ich sonst in der Hitparade

bewunderte. Sogar Bundeskanzler Helmut Kohl mit Gattin und Boris Becker, der kurze Zeit davor das Wimbledon-Endspiel gegen Stefan Edberg verloren hatte. Viele Schauspieler und Spitzensportler gingen im Hotel ein und aus.

Neben meiner eigentlichen Aufgabe, der Organisation von Veranstaltungen namhafter Firmen, gab es auch Sonderprojekte für mich. Ich erinnere mich zum Beispiel an die Fußball-Europameisterschaft 1988. Die deutsche Nationalmannschaft wohnte im Partnerhotel „Alpina“, zu den Mahlzeiten und den Trainingsbesprechungen kamen die Spieler mit Trainer Franz Beckenbauer in unser Hotel. Ich war verantwortlich für Räume und fungierte gleichzeitig als Ansprechpartnerin. Besonders ist mir Rudi Völler im Gedächtnis geblieben, der damals bei Werder Bremen spielte – so gab es für mich einen heimatlichen Anknüpfungspunkt. Wir hatten immer schöne Begegnungen und lustige Gespräche.

Ich erinnere mich auch an die Zeit, als der Fernsehfilm „Zwei Münchner in Hamburg“ im Hotel Bachmair gedreht wurde, in den Hauptrollen Uschi Glas und Elmar Wepper. Dafür wurde sogar das Büro meines Direktors umgebaut, während nebenan in meinem Raum über Wochen der Platz für Licht, Ton, Maske und Kostüme eingerichtet wurde. Ich war sozusagen das Bindeglied zwischen Hotel und Kamerteam und all den Schauspielern. Es war für mich beeindruckend und aufregend, so hautnah am Geschehen teilzuhaben. Ich war vor allem erstaunt, wie lang das Drehen einer einzigen Szene dauerte! Uschi Glas sollte mit ihrem offenen BMW die Auffahrt des Hotels hochfahren, den Sohn hinten im Auto, ihre Film-Mutter stand im Hoteleingang. Bei Szene 1 während des Auffahrens flog der Teddy des Sohnes aus dem Auto. Bei Szene 2 befand sich die Mutter nicht am richtigen Platz.

Bei Szene 3 ging der Motor an der Hotelauffahrt aus. Bei Szene 4 flog gerade ein Hubschrauber vorbei. So ging es die ganze Zeit weiter. Ich liebte meinen vielseitigen Beruf und meine Aufgabe mit all den interessanten Menschen. Was für ein großes Glück ich doch hatte!

Das Herzstück des Hotels war der „Night Club“. Jeden Abend war er gefüllt mit Hausgästen, die ihr Gläschen Champagner am langen Tresen zu sich nahmen und ausgelassen tanzten, sowie mit externen Gästen aus München und Österreich, die dort einen geselligen Abend genießen wollten. In der Woche spielte ein Alleinunterhalter, an Wochenenden eine Live-Band. Die große Besonderheit jedoch waren die Künstler aus aller Welt, die der Besitzer persönlich kannte und im Night Club auftreten ließ. Sobald die Plakate im Tegernseer Tal aushingen, dauerte es keinen Tag, und der Club war mit über 250 Gästen ausgebucht. Ich erinnere mich an Ivan Rebroff, Gitte, Daliah Lavi, Vicky Leandros, Udo Jürgens mit Band, Peter Kraus, Roland Kaiser und sogar Tina Turner, die dort auftraten. Der Night-Club-Manager Uwe Heens organisierte diese Events mit großer Leidenschaft, und oft konnte ich am Abend durch den Hintereingang nach Dienstschluss einen Blick auf die Bühne werfen und die Künstler bestaunen.

Für die Konzertvorbereitung mit der griechischen Sängerin Nana Mouskouri bat mich Uwe Heens, mich einen Tag vor dem Auftritt um die Generalprobe zu kümmern, da er verhindert sei. Ich war perplex. Nana Mouskouri, die in Deutschland mit dem Lied „Weiße Rosen aus Athen“ berühmt geworden war! Meine Eltern hatten eine Langspielplatte von ihr zu Hause – ich hatte mir oft ihre Lieder angehört, die ich sehr mochte. Nun sollte ich persönlich diese große Künstlerin

begleiten! Ich war aufgeregt und freute mich riesig auf den nächsten Tag.

Wir waren an der Rezeption um 15 Uhr verabredet. Bereits zehn Minuten vorher steuerte ich zielsicher den Treffpunkt an und verweilte noch ein wenig am Empfangstresen. Pünktlich um drei sah ich, wie eine elegante Frau in einem beigeen Flatterkleid und mit einem Schnellhefter unter dem Arm den Gang entlang kam und direkt an der Rezeption Halt machte. Sie trug eine große dunkle Brille, so dass ich ihr nicht wirklich direkt in die Augen schauen konnte.

„Frau Mouskouri, ich grüße Sie, mein Name ist Jutta Seidel. Ich habe das Vergnügen, Sie heute im Night Club zur Vorbereitung zu begleiten!“

Knapp und eher reserviert, aber dennoch freundlich antwortete sie mir in deutscher Sprache: „Guten Tag, das ist ja schön.“

Wir durchquerten nebeneinander die große Empfangshalle und liefen dann den Gang entlang in Richtung Panoramahalle, von dort ging es ein Stockwerk tiefer. Ich versuchte auf dem Weg eine höfliche Konversation zu beginnen, indem ich sie fragte, wie es ihr ginge, ob ihr das Hotel gefiele, ob sie das erste Mal am Tegernsee sei – aber sie antwortete leider immer nur mit wenigen Worten wie danke, ja oder nein. Im Night Club wartete bereits ihre Band auf der Bühne. Nana Mouskouri begrüßte auch ihre Bandmitglieder nur kurz mit „Hello, everything fine?“. Ich fragte noch, ob ich etwas zu trinken anbieten könne – alle wünschten sich Wasser. Ich eilte los, kam mit einem Tablett, sechs Gläsern und einigen Flaschen Mineralwasser zurück und stellte es vorsichtig rechts auf die Bühne, während mir Nana Mouskouri mit einem Nicken ein Dankeschön signalisierte.

Ein wenig im Hintergrund und doch sichtbar für Nana Mouskouri nahm ich Platz am Tresen und beobachtete die Probe. Sie sagte der Band, dass sie das Konzert mit allen Liedern hintereinander einmal durchspielen würden. Während einzelner Passagen gab sie Handzeichen nach oben oder unten für ihre Band, um die Töne richtig zu justieren.

Je länger ich ihrem Gesang lauschte, desto mehr schmolz ich dahin. Sie hatte mich verzaubert. Ich genoss ihre Stimme, die wunderschönen Texte und Melodien, ich beobachtete ihre Gestik, ihr Flatterkleid und ihre große Brille und war berührt von diesem Moment voller Wunder und Freude – umso mehr, als ich wusste, dass am Folgetag über 250 Gäste viel Geld für die Karte bezahlen mussten, um diese einzigartige Künstlerin zu erleben. Ich hatte das Vergnügen ganz für mich allein! Ich fühlte mich reich beschenkt!

Als das letzte Lied zu Ende gegangen war, stand ich auf und ging direkt zu ihr. Ich klatschte einige Male in die Hände und sagte zu ihr: „Liebe Nana Mouskouri, ich verehere und bewundere Sie. Sie sind eine großartige Sängerin mit wunderbaren Liedern, die mich alle so berühren. Ich fühle mich heute hier bei Ihnen so wohl und bin unendlich berührt – vielen Dank, dass ich das erleben durfte!“

Sie lächelte zurück und antwortete in perfekter deutscher Sprache: „Oh, vielen Dank für Ihre Wertschätzung. Wenn es Ihnen gefallen hat, hoffe ich auch, dass es morgen ein schöner Abend wird.“ Sie machte eine kleine Pause und ergänzte dann: „Ich freue mich sehr, dass Sie sich so glücklich fühlen. Wenn Sie möchten, singe ich nur für Sie noch ein Lied, das morgen nicht im Programm ist.“

Ich konnte kaum glauben, was ich hörte. „Oh ja“, sagte ich begeistert, „wie toll, tausend Dank!“

Sie nickte zur Band hoch und begann das Lied zu singen: „Glück ist wie ein Schmetterling, es kommt zu dir und fliegt davon, wie ein Luftballon, den man nicht halten kann ...“

Ich stand ihr unmittelbar gegenüber und ließ mich von diesem wunderbaren Text davontragen. Mir liefen die Tränen – auch, weil ich wusste, dass dieser Moment gleich vergehen würde. Ja, er fühlte sich genau an wie ein Luftballon, den ich nicht halten konnte ...

Als das Lied zu Ende war, nahm ich all meinen Mut zusammen, ging erneut auf Nana Mouskouri zu, umarmte sie und bedankte mich.

Sie drückte mich kurz an sich und sagte zu mir: „Ich wünsche Ihnen viele glückliche Momente im Leben – genießen Sie diese.“

Das Konzert am Folgetag war ausverkauft. Ich betrat den Club wieder durch den Hintereingang und konnte auf der Bühne Nana Mouskouri erleben, wie sie das Live-Konzert gab. Bei ihrem Lied „Weiße Rosen aus Athen“ sangen alle Gäste mit, und auch ich sumgte die Melodie voller Freude.

Nana Mouskouri ist eine der erfolgreichsten Sängerinnen der Welt. Noch heute höre ich immer wieder Lieder von ihr. Da ich durch Rena, eine mir nahestehende Freundin, eine besondere Verbindung zu Griechenland habe und durch sie das Land und die griechische Kultur kennenlernte, muss ich besonders dann, wenn ich in diesem wunderschönen Land bin, an diese einzigartige Begegnung im Night Club denken.

Die Spieluhr

Verbundenheit im Herzen überwindet Zeit und Raum

Wenn sich am Flughafen die Glastür zum Gate automatisch schließt und ich den Menschen, den ich verabschiede, nicht mehr sehen kann, werde ich wehmütig. Jedes Mal überkommt mich meine Sehnsucht nach Reisen, gleichzeitig aber auch ein Gefühl von Traurigkeit. Ganz laut höre ich dann im Auto oder zu Hause Katja Ebsteins Lied „Abschied ist ein bisschen wie sterben“. Ich liebe Schlagermusik – wenn ich mitsinge, verwandelt sich meine Schwere in eine wunderbare Leichtigkeit.

Diesmal war ich diejenige am Flughafen, die verbabschiedet wurde. Ich hatte mich auf ein weiteres Abenteuer in meinem Leben eingelassen: Ich reiste im Rahmen eines Projektes des Deutschen Entwicklungsdienstes nach Äthiopien, bei dem ich für den Aufbau eines Ausbildungshotels für junge Absolventen der Fakultät Hotelmanagement verantwortlich war.

In meinem Rucksack befanden sich die wichtigsten Dokumente, in der Vordertasche mein Abschiedsgeschenk für meine Mutter, das ich mit hübschem Geschenkpapier – lauter kleine Herzchen in verschiedenen Farben – und einer dicken gelben Schleife verpackt hatte. Ich hatte eine Spieluhr ausgesucht, einen kleinen, schwarz lackierten Holzkasten, auf dessen Deckel ein Bild zweier afrikanischer, filigraner Tänzerinnen in einem leichten Rostbraun zu sehen war. Wenn ich unten an dem kleinen Schlüssel die Spieluhr aufzog, erklang beim Öffnen des Deckels die sanfte Musik von Mozarts „Wiegenlied“. Ich hatte ein Foto von mir hineingeklebt, auf dem

ich strahlend, zufrieden und sehnsüchtig nach Abenteuer aussah. Ich hatte mir fest vorgenommen, ihr das Päckchen erst zu überreichen, sobald sich die Glastür zum Gate automatisch schließen würde – den Emotionsausbruch auf beiden Seiten konnte und wollte ich nicht erleben, es hätte mein Herz zerrissen.

Mein Tagebuch, das mich immer auf Reisen begleitet, hatte ich in der Innentasche des Rucksacks verstaut, dazu meinen Kugelschreiber – ein Geschenk meines damaligen Partners zu meinem 30. Geburtstag. Dieser Kugelschreiber lag angenehm in meiner Hand, die Mine war dicker, so dass meine Handschrift gut lesbar und ausgeprägt war.

Es klingelte an der Haustür – das Taxi war vorgefahren, ich ging ein letztes Mal in mein Schlafzimmer und schaute aus dem Fenster in den Garten auf den großen Baum, wo wie jeden Morgen ein Kuckuck saß und rief. Ich öffnete mein Tagebuch und sprach leise meine Zeilen, die ich auf die erste Seite geschrieben hatte:

„Der Herr ist mit mir, mir zu helfen.“

Mein Konfirmationspruch – Psalm 118,7. Ich hatte mir damals nach der Segnung in der Kirche das Versprechen gegeben, immer daran zu glauben, dass mir der liebe Gott helfen würde, wo ich auch sei und was auch geschehen möge.

„Es kann losgehen, ich komme!“, rief ich meiner Mutter zu, die schon mit meinem Gepäck im Hausflur stand. Sie begleitete mich zum Flughafen. Bereits auf dem Weg dorthin spürte ich das mir bekannte Gefühl in der Magengegend, das sich zu einem dicken Kloß im Brustbereich ausweitete und dann im Hals stecken blieb. Ich hätte losheulen können, so stand mir der Abschied bevor. Die Trennung von meiner Mutter löste wie erwartet gemischte Gefühle aus: Auf der einen Seite die

Freude auf mein neues Abenteuer, die Herausforderung, ein Hotel aufzubauen und die Neugierde auf das unbekannte Land, die andere Kultur und neue Menschen, die sicherlich mein Leben bereichern würden. Auf der anderen Seite lauerte meine Angst, meiner Mutter könne etwas zustoßen, während ich so weit entfernt von ihr war. Sie unterstützte mein Vorhaben sehr und war stolz auf mich, dass ich mich in einem Entwicklungsland engagieren wollte und dadurch einen weiteren, neuen Blickwinkel auf Menschen anderer Kulturen bekäme. Als erwachsene Frau, die schon viel die Welt bereist hatte, überkam mich diesmal jedoch ein besonderes Gefühl von tiefer Verbundenheit zu meiner Mutter. Ohne Worte wussten wir, dass diese Station in Äthiopien für uns beide eine große Wandlung bedeuten würde. Unsere Mutter-Tochter-Beziehung war nicht immer einfach gewesen – fast mein ganzes Leben hatte ich zwischen ihr und mir eine dünne Glaswand gespürt, die mich oft gehindert hatte, mein Leben in voller Freiheit zu leben. Ich hatte besonders nach dem Tode meines Vaters ein beklemmendes Verantwortungsgefühl für meine Mutter entwickelt. Nun war der Moment gekommen, uns gegenseitig loszulassen.

Ich schaute aus dem Fenster und beobachtete den Berufsverkehr, es ging schleppend auf der Stadtautobahn nach Tegel voran. Dann beugte ich mich zu meiner Mutter und flüsterte ihr leise zu: „In Liebe loslassen!“ Sie schmunzelte verlegen, sagte nichts und drückte zärtlich meine Hand.

Nachdem ich mein Gepäck aufgegeben hatte und die Bordkarte bereits in der Hand hielt, öffnete ich meinen Rucksack und holte mein hübsch verpacktes Geschenk heraus. Ich umarmte sie und reichte es ihr. „Wann immer du mich vermisst, öffne einfach den Deckel – und ich bin mit dir von Herzen

verbunden!“ Das waren meine Abschiedsworte, bevor ich ihr ein letztes Mal zuwinken konnte. Sie packte es nicht aus, sondern hielt es hoch und winkte mir mit feuchten Augen zu. Dann erklang aus den Lautsprechern der Aufruf zum Einstieg für den Flug nach Addis Abeba.

Auf dem Weg in die Maschine weinte ich bitterlich. Die Stewardess umsorgte mich rührend, indem sie mich zum meinem Platz begleitete und mir eine Packung Taschentücher reichte. Zum Glück wusste ich ja, dass sich meine Schwere immer in Leichtigkeit verwandelt, wenn ich Schlager und Chansons höre – also setzte ich mir gleich die Kopfhörer auf und lauschte dem Lied „Über den Wolken“ von Reinhard Mey. Die Maschine hob ab, ich tupfte mir die Tränen von der Wange und fühlte mich mit einem Mal wirklich grenzenlos frei! Schnell schlief ich ein.

Als ich mitten in der Nacht in dem mir völlig unbekanntem Land aus dem Flieger stieg, kam mir ein Hauch warmer Luft entgegen. Vor der Abreise hatte mir meine Freundin Nina, die als Hautärztin für drei Monate eine Krankenstation in Addis Abeba unterstützt hatte, gesagt: „Du wirst den besonderen Duft des Landes erleben, wenn du aus dem Flieger steigst – und den wirst du für immer in deiner Nase tragen.“ Nun roch ich tatsächlich diese seltsame, eindringliche Note, eine Mischung aus gerösteten Kaffeebohnen und Tiergerüchen. Meine Freundin hatte sie gut beschrieben, sie bleibt mir unvergessen.

Äthiopien ist ungefähr zehn Mal so groß wie Deutschland – bei annähernd gleicher Einwohnerzahl. Es gibt dort sogar mehr Tiere als Menschen. Die Armut ist auf dem Land in den Dörfern deutlich zu erkennen, in den Hütten gibt es oft kein

Wasser und keinen Strom, die Menschen laufen teils ohne Schuhe auf den Straßen und sind beladen mit Wasserkanistern und Hölzern auf dem Rücken. Mir wurde während meines Aufenthalts dort bewusst, auf welchem hohem Niveau wir bei uns in Deutschland klagen. Wehe, wir haben einmal aufgrund von Bauarbeiten für drei Stunden kein Wasser oder Strom, in kurzer Zeit geht scheinbar nichts weiter, wir fühlen uns lahmgelegt, der Ärger ist groß. In Äthiopien freuen sich die Menschen über jene Momente, wenn es überhaupt Strom oder Wasser gibt.

Ich lernte schnell Mansour kennen, den ersten deutschen Kollegen iranischer Abstammung, der als Friedenshelfer im Land eingesetzt war. Er wohnte mit mir im Gästehaus des „Deutschen Entwicklungsdienstes“, wo ich zu Beginn einige Tage zum Ankommen untergebracht wurde. Mein Projektplatz Hawassa, eine Gartenstadt mit etwa 250.000 Einwohnern, lag 260 Kilometer von Addis Abeba entfernt. Bevor ich dort meine Arbeit aufnahm, schickte mich Hartwig, der Landesdirektor, der für alle Projekte in Äthiopien zuständig war, mit Mansour auf eine erste Reise – wir sollten zwei äthiopische Kollegen begleiten, die ihren Einsatz als Friedenshelfer in Jinka und Arba Minch antraten. So würde ich einen guten Eindruck von Land, Leuten und auch von den Hotels unterwegs bekommen.

Noch vor Sonnenaufgang begann unsere Fahrt zu viert in einem weißen Jeep ohne Klimaanlage und Radio. Die Route führte von Addis Abeba nach Hawassa, weiter nach Dilla, nach Yabelo und Jinka über Konso nach Arba Minch und wieder zurück nach Addis Abeba. Insgesamt lagen rund 3000 Kilometer vor uns, die Reisezeit sollte sechs Tage betragen.

Mein deutscher Kollege wirkte erfahren am Steuer und gab mir das Gefühl, er kenne sich mit der Strecke aus, so dass ich recht entspannt auf dem Beifahrersitz meinen Blick auf das für mich neue Land lenken konnte. Die einheimischen jungen Kollegen, Dejere und Jacob, saßen auf der Rückbank, ohne ein Wort zu sprechen. Ihr Englisch war sehr schlecht, und ich verstand die Landessprache „Amharisch“ ja noch gar nicht, daher war eine Konversation nahezu unmöglich. Schweigend fuhren wir so bei Morgenerwachen auf kilometerlangen Straßen dahin.

Es wurde stündlich heißer, die Temperaturen kletterten auf über 30 Grad. Mir lief der Schweiß die Stirn hinunter, aber sobald alle Fenster geöffnet waren, zog es sehr, so dass ich trotz der Hitze mein Tuch aus Baumwolle um den Hals legte. Ich hielt mich an meiner Wasserflasche fest und blickte fasziniert auf die vorüberziehende Landschaft. Die Natur wechselte von Region zu Region, wir durchquerten Dürre und Steppe, aber auch satte, grüne Regionen, die mich an die Karibik erinnerten. Ich hatte in meinem Leben noch nie so viele Tiere gesehen – überwiegend Kühe, Schafe und Esel. Fast alle fünfzehn Minuten waren wir gezwungen, langsamer zu fahren oder gar anzuhalten, da Herden von Tieren die Straßen überquerten. Bei Yabelo begegneten uns Hunderte von Kamelen. Ich kann die vielen, mich oft schier überwältigenden Eindrücke fast nicht beschreiben.

Zu gerne hätte ich schon jetzt mehr von meinen äthiopischen Mitfahrern über das Land erfahren wollen, in mir brannten viele Fragen zu Traditionen, Werten, Religion, aber da wir uns nicht unterhalten konnten, blieb mir nur übrig, mich von Zeit zu Zeit umzudrehen und ihnen zuzulächeln. Langsam konnte ich so eine vertrauensvolle Nähe aufbauen.

Leider war mein deutscher Kollege am Steuerrad sehr wortkarg und machte auf mich den Eindruck, er müsse sich sehr auf das Fahren und die Route konzentrieren. Obwohl ich ansonsten liebend gerne kommuniziere, lernte ich schnell, gelassen zu bleiben und mich nicht für die gute Stimmung oder eine angeregte Unterhaltung im Auto verantwortlich zu fühlen. Ich saß also einfach auf dem Beifahrersitz und genoss die Stille und die atemberaubende Landschaft.

Nach weiteren Stunden ununterbrochener Autofahrt fühlte ich langsam Unruhe in mir. Weit und breit konnte ich kein Auto, keine Tiere, keine Menschen, keinerlei Straßenschilder mehr sehen, es ging einfach nur geradeaus, während die Bäume und das Gestrüpp rechts und links immer dichter wurden. Wir befanden uns offenbar im Busch, wie ich die Bilder aus Fernsehfilmen kannte.

Vorsichtig fragte ich Mansour: „Bist du sicher, dass wir immer noch auf dem richtigen Weg sind?“

Er schaute mich nur kurz aus den Augenwinkeln an und meinte dann knapp: „Vertraue mir, ich kenne mich aus.“

Als wir nach einer weiteren Stunde auf eine Schotterstraße fuhren, bremste er plötzlich abrupt und sprang aus dem Auto. „Ich kann nicht mehr“, rief er wütend, „ich weiß nicht weiter, wir haben uns verfahren, wir sind im Niemandsland!“

Ich holte mein Tagebuch aus dem Rucksack und öffnete meine erste Seite. Dort las ich: „Der Herr ist mit mir, mir zu helfen.“

Wir stiegen aus und standen bei etwa 35 Grad um das Auto herum. Ich versuchte, Mansour zu beruhigen. Ich hatte natürlich allen Grund, nervös und ängstlich zu sein, aber in mir zeigte sich eine Kraft von Hoffnung und Vertrauen – ich

wusste ganz sicher, dass es weitergehen würde und wir eine Lösung fänden.

Wie aus dem Nichts standen auf einmal drei farbige Männer vor uns. Sie waren nur mit einem Kopfschmuck aus blauen Perlen bekleidet, außerdem waren ihre Genitalien mit einem Latz aus Leder bedeckt. In der rechten Hand hielt jeder von ihnen einen Speer waagrecht auf uns gerichtet. Sie machten unverständliche Geräusche und sprangen auf und ab – offensichtlich handelte es sich dabei nicht um einen Freudentanz.

Für Sekunden malte ich mir aus, gefesselt oder gar erstochen zu werden, ich fühlte mich wie in einem unwirklichen Film – doch diese Situation war pure Realität! Wie mussten wir auch auf sie wirken – ein weißer Mann, eine blonde Frau, zwei Äthiopier und ein großes Auto inmitten des Nichts.

Dejere und Jacob versuchten erfolglos, sich in ihrer Landessprache verständlich zu machen. In Äthiopien gibt es 80 verschiedene Sprachen, Amharisch half offensichtlich nicht weiter. Die Situation wurde immer unangenehmer, ich hatte den Eindruck, dass wir in das Gebiet des Stammes dieser drei Ureinwohner eingedrungen waren. Sie erinnerten mich an Indianer. Immer noch sprangen sie vor uns auf und ab und brüllten. Ganz leise sprach ich zu mir immer wieder: „Der Herr ist mit mir, mir zu helfen; der Herr ist mit mir, mir zu helfen.“

In diesem Moment klingelte mein Handy. Ich blickte erstaut auf meinen Rucksack, der auf der Beifahrerseite lag – ich konnte nicht glauben, dass ich dort, fern jeglicher Zivilisation, Empfang hatte und genau in diesem Moment angerufen wurde! Ich lächelte entschuldigend den Kriegern zu. „Sorry, my mobile rings.“ Vorsichtig griff ich zum Rucksack, entnahm

ihm das klingelnde Handy und drückte auf den Annahmehutton. „Hallo?“, sagte ich leise. Die Indianer hatten aufgehört zu hüpfen und schauten mich entgeistert und schweigend an. Ich hörte die Stimme meiner Mutter. Die Verbindung war unerklärlich gut und glasklar. Ich blickte erneut zu den Indianern und deutete auf mein Handy: „This is my mother – MA-MA.“

Die drei Buschmänner stutzten, blickten sich gegenseitig an und fingen an, zu lachen, im Kreis zu tanzen und wiederholt zu singen: „Mama, Mama, Mama, Mama ...“

Meine Mutter berichtete unterdessen am anderen Ende der Welt, dass sie in der Küche gesessen hätte und auf einmal die Musik der Spieluhr ertönt sei, die im Wohnzimmer stand, eigentlich aber gar nicht aufgezogen war. Sie hätte dadurch die Eingebung gehabt, mich anzurufen, ob bei mir alles in Ordnung sei.

Was für eine unglaubliche Verbundenheit, dachte ich sofort bei mir. Um sie nicht zu beunruhigen, antwortete ich rasch: „Es ist alles gut, wir haben uns ein wenig verfahren und stehen derzeit im Busch vor drei Ureinwohnern, die freudig tanzen. Mach dir keine Sorgen.“

Nachdem ich aufgelegt hatte, lachten wir alle miteinander und sangen gemeinsam: „Mama, Mama, Mama!“ – ein Wort, das offenbar in der ganzen Welt gleich lautet und Brücken der Verständigung und des Vertrauens aufbaut.

Nach kurzer Zeit kam ein großer weißer Polizei-Jeep herangerast. Ich weiß bis heute nicht, wer ihn verständigt und unsere Koordinaten durchgegeben hatte – es kann sich nur um den „Buschfunk“ gehandelt haben. Die Polizisten lotsten uns aus dem Gebiet heraus. Es stellte sich heraus, dass wir uns ganze 45 Kilometer verfahren hatten. Schließlich kamen

wir wieder auf der Hauptstraße an und setzten unsere Tour zu unserem nächsten Ziel nach Jinka fort.

Die Spieluhr steht heute auf dem Fensterbrett neben dem Foto meiner Mutter. Sobald ich an dem Schlüssel drehe und das „Wiegenlied“ von Mozart höre, spüre ich eine tiefe Verbundenheit zu ihr. Sie ist immer für mich da.